Der Untergang der Türkei

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 47

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-643921

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

„Der zweite internationale Kongreß für Heimatschutz stellt mit tiefem Bedauern fest, daß bereits in so vielen Fällen maßlose Zurüstungen zum Fremdenverkehr die überirdische Schönheit und erhabene Einsamkeit des Hochgebirges vernichtet haben. Aus diesem Grunde wendet sich der Kongreß insbesondere auch gegen alle Hochgipfelbahnen, zumal sie auch noch wertvolle Volkseigenschaften bedrohen, und beschließt, die Regierungen aller auf dem Kongreß vertretenen Staaten dringend zu bitten, die Unentweihbarkeit des Hochgebirges gegegenüber geschäftlicher Ausbeutung künftig in allen Fällen zu wahren."

Dem Vorschlag, ein internationales Abkommen der Staaten unter sich von der Schweiz aus anzustreben, durften wir nicht ohne weiteres zustimmen. Die Entscheidung über die Diablerets-bahn wird erst beweisen, ob wir ein Recht haben, uns an die Spitze einer Forderung zu stellen, welche zu den maßgebenden Kulturerscheinungen unserer Zeit gezählt werden muß.

J'aime d'un fol amour les monts fiers et sublimes;
— — — — — — — — — — —
Ils ne rapportent rien, et ne sont pas utiles;
Ils n'ont que leur beauté, je le sais, c'est bien peu;
Mais, moi, je les préfère aux champs gras et fertiles
Qui sont si loin du ciel qu'on n'y voit jamais Dieu.

Th. Gautier.



Der Engstlensee, ein Idyll im Angesicht des stolzen Titlis, soll durch die Jochpaßbahn seiner träumerischen Ruhe beraubt werden.

(Die photographischen Aufnahmen sind von Wehrli A.-G., Kilchberg.)

Der Untergang der Türkei.

Nie schrieb Klios eherner Griffel schneller als heute. Angesichts der kampferfüllten Gegenwart, da aller Augen nach dem unheimlichen Gewitterhimmel im Osten blicken, möchten wir unsern Lesern einen interessanten Aufsatz nicht vorenthalten, der einen klaren Ueberblick gewährt über die uns durch die Tagesereignisse so verworren scheinenden Verhältnisse auf dem Balkan. Ewald Banse, der Verfasser des Buches „Auf den Spuren der Bagdadbahn" (Weimar, Dunkerscher Verlag), schreibt über das Thema unseres Titels in der sehr interessanten Zeitschrift „Die Erde":

Wer in Europa redet über Orient und Orientpolitik? Immer nur Diplomaten, Politiker, Philologen, Theologen, Historiker und besonders Journalisten. Den Geographen in dieser Sache um Rat anzugehen, fällt niemandem ein. Warum wohl? Vielleicht deshalb, weil unsere jetzigen Geographen den Orient so auffällig vernachlässigen. Seitdem unsere großen klassischen Forscher dahin sind, gibt es überhaupt nur noch ein paar Orientgeographen.

Der Türkenstaat ist der Erbe des arabischen Kalifenreiches. Der Sultan wurde der Kalif, der geistig-geistliche Beherrscher aller Gläubigen und auch der weltliche Kaiser derjenigen Teile des Orients, deren Natur das echte Morgenland vorstellt, nämlich der Hinterländer der Syrten- und Levanteküsten, d. h. des zentralen Orients. Eine besondere Bedeutung aber erhielt das Osmanensultanat durch die Rolle dem Rammbocks gegen den einzigen wahren Feind des Islam, gegen die christlichen Völker Europas. Diese Stellung verlieh der Türkei um 1700 ihren höchsten Glanz.

Aber grade diese europäische Walstatt wurde dem Islam als staatlichem Faktor der Anfang vom Ende. Im Orient, d. h. in Nordafrika und Vorderasien, begünstigt die von einem Trockenklima hervorgerufene, vorwiegend steppenförmige, ja wüstenhafte Natur eine Religion, deren Ausübung wirtschaftliche Trägheit und Stillstand verschärft.

Nicht weniger als 41 % der ganzen Länderfläche des Morgenlandes ist Wüste, d. h. für die menschliche Entwicklung ein Gebiet der Leere und der Verkehrshemmung; weitere 51 % sind Steppe, d. h. nur für Viehzucht (oft nur in bescheidenstem Umfang) brauchbar; und bloß 8 % sind Humusland! Hiervon wieder mag die Hälfte auf Wald und Busch fallen und auf die restlichen 4—5 % kann man fast überall einzig und allein mit Hilfe strammer künstlicher Bewässerung Ernten erzeugen. So sehen die Kernländer des Islam aus, der eigentliche und der wahre Orient, der von Marokko bis nach Afganistan reicht und von Armenien bis an den Tschad.

Und nun sehe man sich Südosteuropa an, den „Balkan"! Ein Gebiet der Berge und der flußdurchblitzten Schwemmlandebenen, der Wälder und der Buchtküsten, der Meernähe und — kurz der Europazugehörigkeit in jedem Zug. Auf diesem Schauplatz von Bauernvölkern wollte, will der Osmane herrschen, ein Reiter, ein Nomad! Es ist wahrhaftig nicht die schlechteste Groteske, welche der Erdkunde von der Geschichte jemals gespielt worden ist. Hier konnte der Islam auf die Dauer nie und nimmer nestwarm werden. Hätte man die geographischen Bedingungen, unter denen allein diese Religion weitreichenden Einfluß auf Länder- und Völkerschicksale auszuüben vermag, schon früher erkannt, so hätte man niemals über das mit zwingender Notwendigkeit kommende Ende im Unklaren schweben können:

Ungarn ging der Türkei verloren (1699 und 1718).
Serbien ging der Türkei verloren (1817).
Griechenland ging der Türkei verloren (1829).
Rumänien ging der Türkei verloren (1859).
Bulgarien ging der Türkei verloren (1878).
Ost-Rumelien ging der Türkei verloren (1878 und 1908).
Bosnien-Herzegowina ging der Türkei verloren (1878 und 1908).

Aber auch im Orient selber ging es der Türkei allmählich an den Kragen. Algerien, Tunisien, Tripolitanien und Aegypten machten sich unter eingeborenen Herrschern selbstständig. Der erste Napoleon klopfte an die alten verstaubten Pyramiden, die Amerikaner machten sich kurze Zeit (1815) in der Kyrenaika zu schaffen. Zu Anfang des verflossenen Jahrhunderts vertrieben die Russen den Türken vom Nordrand des Schwarzen Meeres und 1878 erhielten sie das nördliche Armenien. Kypern ging 1878 an England über, wie schon

früher (1839) Aden. Erst vor einem Jahre haben sich die Italiener der Städte Tripolis und Bengâsi nebst einigen kleineren Seeplätzen bemächtigt, und 1912 haben sie mehrere ägäische Inseln okkupiert. Vermutlich sind hiermit die Tage der Türkei in Afrika gezählt.

Dem geographisch geschulten Blick kann nicht verborgen bleiben, welchen Umständen der türkische Staat seinen Niedergang allerletztens verdankt. Wenn man als seinen Kern Kleinasien ansieht, so streckt dieser Körper nicht weniger als drei Arme weit von sich weg (Europäische Türkei; Armenien-Mesopotamien-Nordostarabien; Syrien-Westarabien) und besitzt ein Stück (Afrikanische Türkei), das wie eine Insel fern vom Mutterkörper und vollständig isoliert daliegt. Also viel zu weitgehende räumliche Zersplitterung ist der erste Grund des Desasters. Mit ihr geht Hand in Hand, durch bodenplastische und klimatische Verhältnisse bedingt, eine maßlose Unterschiedlichkeit in der geographischen Ausstattung und Tendenz dieser einzelnen Reichsteile. Welches Interesse nimmt der weltabgeschiedene Fellah im wüstenumgürteten Oasenarchipel Fesân an einer Staatsleitung am Bosporus! Was schiert den Kaffeebauer in Jemen, was der Sultan am Goldhorn treibt! Wie kann man vom halbvertierten Reispflanzer in den Sümpfen Babyloniens Anteil am Geschick der Paschas im Bann der Hagia Sophia verlangen! Warum denn soll der katholische Albanese über dem Skutari-See nach der Pfeife der ihn verabscheuenden Machthaber in Stambul tanzen! Sie alle haben Interessen, deren Nadel in keiner Weise in der Richtung nach der Hohen Pforte eingespannt ist, sondern die alle, alle ganz wo anders hin zielen. Diese Handwerker und Kaufleute und Bauern und Nomaden und Fischer arbeiten für England, für Indien, für Deutschland, für Frankreich, für Oesterreich, für Italien usw., überall hin gehen ihre Erzeugnisse, von überall her empfangen sie die Befriedigung ihrer Bedürfnisse, sie könnten ihre gegenwärtige Lebenshaltung ohne Europas Zufuhr nicht eine Woche lang aufrecht erhalten; aber nach dem Mittelpunkt des türkischen Reiches liefern sie fast nichts, von dort erhalten sie fast nichts!

(Schluß folgt.)

Heinrich Federers Vorleseabend in Bern (19. November).

Mit freudiger Spannung betrat ich am Dienstag Abend die Aula der Hochschule. Der hellerleuchtete Saal war dicht besetzt: man erwartete den gefeiertsten Schweizerdichter der Gegenwart, den Dichter der „Lachwelier Geschichten" und des Romans „Berge und Menschen". Und wie er kam und sprach, da wußte man auch gleich, daß dieser gefeiertste Dichter wohl auch der bescheidenste ist. Und je länger er las, Gedichte mit anmutigen Kindheitsreminiszenzen, die Plauderskizze „Bei der umbrischen Ziege", die gedanken- und gefühlstiefe Dichtung „Das letzte Stündlein des Papstes" und zuletzt die humorvolle Plauderei „Wie unsere Landesväter nach Bern reisen", umso deutlicher wurde einem das äußere und das innere Bild dieses merkwürdigen Mannes. Der kleine untersetzte Herr mit dem glattrasierten, scharfgeschnittenen Gesicht stand da in seiner einfach schwarzen, fast pfarrherrlichen Kleidung wie ein lebendig gewordener Anachronismus; so einfach väterlich mochten vor 50 Jahren die Professoren vor ihren Studenten



Heinrich Federer.

gestanden haben. Bei dem hellen Lichte, das die elektrische Bogenlampe auf den Katheder goß, kam der Gegensatz zwischen diesem schlichten Menschen und seiner Umgebung doppelt zur Geltung. Und wie er las, so anspruchslos bescheiden, ohne den leisesten Versuch der Rhetorik, mit stark dialektisch gefärbter Aussprache, da kam einem wohl auch die Erinnerung an die zwei andern Dichter, die uns seinerzeit durch ihre gut schweizerische Schlichtheit neben ihrer Tüchtigkeit erfreut haben, an Josef Reinhart und Alfred Huggenberger.

Und dann erstand im Laufe des Abends vor uns auch das innere Bild des Dichters und Menschen Heinrich Federer. Da wurden die einzelnen Züge, wie wir sie aus seinen frühern Werken erschaut, verstärkt und gereinigt.

Da steht zuvorderst der Kinderfreund, der Kindernarr, wie er sich selbst im Heinz der „Berge und Menschen" geschildert hat. Ja, dieser Heinz! Wie lebendig stand er vor einem: das Gesicht paßt, die Augen, die Stimme, das Lächeln, die Schalkhaftigkeit und auch das gute Herz, alles stimmt! Dieses liebevolle Versenken in die kindlichen Unschuldstiefen, dieses Mitfühlen ohne psychologisierende Absichten, es ist allen wahren und tiefen Dichtern eigen. Wie gut Federer die Kinder kennt und wie lieb er sie hat, ersieht der Leser aus dem Gedicht an der Spitze dieses Blattes.

Und weiter erkannten wir den geistreichen Plauderer, den feinen Beobachter. Während der Dichter sein Erlebnis mit der umbrischen Ziege vorlas, wohl Reminiszenzen an seinen Aufenthalt in Rom und in den Abruzzen, da mochte man an die Episoden seines Romans denken, die so zahlreich wie die Blumen in einem bunten Kornfeld im Ganzen verstreut sind, jede für sich ein kleines Kunstwerk in der Darstellung, in der Beobachtung, an Gedankentiefe und feinem, stillem Humor. Ich erinnere an das Kapitel von den schweizerischen Eisenbahnen, an das von den Berggefahren, an die vielen Exkurse über vaterländische und kulturelle Fragen in „Berge und Menschen". Federers Kunst ist keine Regelkunst; sie sträubt sich gegen die Form; ihre Fülle will alle Fesseln sprengen. Der Dichter hat so unendlich viel gesehen und beobachtet, das Gesehene in seinem reichen Geiste verarbeitet und erwogen, daß die Form und die Beschränkung bei ihm Sünde wären. Wer wollte sein Romanbuch dünner wünschen? Sind wir ja auch dem Dichter des „Grünen Heinrich" dankbar, daß er uns alles sagte, was er zu sagen hatte.

Und doch merkte ich nicht ohne Genugtuung, wie der Dichter nach Abrundung und Einheit strebt. Seine andere Skizze, „Das letzte Stündlein des Papstes" gemahnt nicht einzig im Stoff, sondern auch in der Form an C. F. Meyers Renaissance-Novellen. Aber auch hier verleugnet der Dichter seine künstlerische Eigenart nicht; auch hier sind es seine weichen Linien, die sanft und stetig dahinfließen fast wie in der primitiven alten Erzählkunst. Kaum kennt diese Linienführung das vielgeübte Versteckspiel, das man Spannung